

Zeitschrift: Schweizerisches Freundschafts-Banner
Herausgeber: Schweizerische Liga für Menschenrechte
Band: 3 (1935)
Heft: 1

Artikel: Meine Schuld [Fortsetzung]
Autor: Glöckler, Marie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-566834>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Die Seite unserer Frauen!“

Merkspruch.

Wo Liebe lebt, da gibt's kein Zürnen,
Die Liebe zeigt sich im Verzeih'n!
Sie hat auf reuevolles Flehen
Kein unerbittlich', strenges Nein!
Und mag sie oft auch grollend blicken,
So wird's nur flücht'ge Weile sein.
Die Liebe kennt kein ernstlich Zürnen,
Die Liebe zeigt sich im Verzeih'n!

MEINE SCHULD.

Novelle von Marie Glöckler.

(Fortsetzung)

„Wart, Annelies, das zahle ich dir zurück“, rief fröhlich der junge Bursche und haschte nach ihr. Sie aber flog hinaus in den Garten und nun begann ein lustiges Fliehen und suchen. Ich sah sie schon längst nicht mehr, aber das frohe Lachen und Jauchzen tönte durch den sinkenden Tag zu mir herüber und plötzlich mußte ich mich an den hängenden Zweigen festhalten, so weh — so unendlich weh wurde mir!

Gestern Abend war Annelies plötzlich zu mir gekommen mit einem Arm voll roter und gelber Aster.

„Ach“, sagte sie fröhlich, „wir haben uns nun schon lange nicht mehr gesehen, Fräulein Helen, ich weiß auch gar nicht warum!“

„Du hast vielleicht viel Arbeit oder ist Deine Mutter nicht ganz wohl, ich habe sie schon so lange nicht mehr gesehen?“

„O doch! Es geht ihr gut, aber wissen sie, der Werner ist nun da und der weiß so viel zu erzählen und dann findet er, es soll in der Gärtnerei alles anders gemacht werden und nachher machen sie Pläne und Mutter kann nicht genug sagen, wie froh sie ist, daß nun endlich jemand da sei, der alles so gut weiß und versteht, und jetzt ist es bald auch schon Herbst und das bringt so viel zu tun!“

„Ja“, sagte ich leise, „so daß meine Annelies kaum mehr Zeit hat, schnell zu ihrer alten Freundin herüberzukommen!“

„Alt?“ Sie lachte lustig auf und um meine Frage zu umgehen, fuhr sie neckend fort: „Wie alt sind Sie denn, Fräulein Helen?“

„Ich dachte, daß Du das weißt?“

„Nein, nein! Gewiß nicht, Sie haben es mir noch nie gesagt!“

„Nun, Du bist jetzt achtzehn Jahre alt und ich acht Jahre mehr — wie viel macht denn das?“

„Nein, nein“, wehrte sie ungläubig, „so alt sind sie gewiß nicht!“

„Aber warum denn nicht?“

„Weil — nun Sie scheinen ja noch so jung und ach — Sie sind ja so schön und — so lieb.“ Sie nahm plötzlich meine Hand und drückte einen Kuß darauf und da war es wieder um mich geschehen. Fest zog ich sie zu mir heran und schaute ihr innig in das heiße Gesicht.

„Hast Du mich denn noch ein wenig lieb, kleine Annelies?“

Da legte sie wieder schüchtern ihren Kopf an mein wildpochendes Herz und sagte leise:

„Ja — immer, immer!“

Bebend vor Glück hielt ich das junge Menschenkind in meinen Armen und drückte meinen Kopf in das krause Wuschelhaar.

„Annelies!“ Sie schaute auf. „Weißt Du, ich möchte Dir einmal eine große, große Freude machen!“

„Warum denn?“

„Vielleicht für die schönen Blumen, die Du mir immer bringst!“

Sie lachte wieder herzlich auf, das alte, befreiende Lachen.

„Aber es ist mir ganz gewiß ernst damit! Komm, wir machen einmal zusammen einen Flug ins Weite. Wenn am Sonntag die Sonne noch so schön strahlt, dann reisen wir in die weite Welt hinaus — nur wir zwei — nur Du und ich, wir ganz allein — willst Du?“

„O ja, o ja! Ist es Ihnen aber auch wirklich ernst damit? Aber was wird Mutter dazu sagen?“

„Ich will sie dann selber fragen darum!“

„O Fräulein Helen, wie lieb Sie doch immer sind!“ und stürmisch legte sie wieder ihre weichen Arme um meinen Hals und küßte meine dürstenden Lippen.

Wir waren hoch hinaufgegangen in die Berge und dann fanden wir einen wundervollen Aussichtspunkt am Rande eines kühlen Tannenwaldes, wo wir einen herrlichen Ausblick hatten auf das schöne, sonnige Land. Wir lagen zusammen im hohen Gras, Annelies und ich. Sie war voller Lust, voll Uebermut, glücklich in meiner Gegenwart. Lachend und scherzend saß sie an meiner Seite; dann flog sie wieder davon um bald wieder mit einem Arm voll Feldblumen zurückzukommen. Schnell flocht sie einen schönen Kranz und ehe ich es versah, setzte sie ihn auf meinen Kopf und schaute mich mit leuchtenden Augen prüfend an.

„Wie schön Sie sind, Fräulein Helen!“ rief sie bewundernd aus, „so schön! Sie sind die Allerschönste von allen!“

„Kleine Schmeichlerin — das muß bestraft sein!“ Ich wollte sie erhaschen, aber sie sprang lachend davon und als sie wie ein Reh durch die Bäume flog, da hätte ich ihr nacheilen mögen immer weiter, immer weiter, bis in die unendliche, weite Ferne — in die goldene Freiheit, ins heißersehnte Glück. Das ist ja unser aller heimliches Sehnen, einmal losgelöst werden von einem Leben der Enge und Dumpfheit, hinaus aus der ewigen Gebundenheit gleichförmigen Alltagsleben, weg aus dieser geisttötenden Zeit ohne Seele, die uns ihre kalte Nüchternheit aufzwingen und alles, was man heilig verschlossen trägt, mit frivolem Hohn besudeln möchte.